

Das freie Amt.

Der Diakon in der zukünftigen Sozialgestalt der Kirche.

Rainer Bucher, Graz

I. Die Kirche in neuen Zeiten

1. Neue Zeiten

Wir leben in wirklich aufregenden Zeiten und es ist nicht die Aufregung der Vorfreude, die herrscht, eher im Gegenteil. Erstmals seit langem kann die nachfolgende Generation froh sein, wenn es ihr nicht schlechter geht als der vorhergehenden, wenn das Klima nicht kollabiert, der Euro stabil und die Konflikte der Kulturen halbwegs friedlich bleiben, wenn die Energiereserven nicht zu früh ausgehen und der globale Kapitalismus sein menschenverachtendes Gesicht nicht auch in der eigenen Biografie zeigt.

Da menschliches Empfinden zudem nicht nach absoluten Skalen, sondern relativ zu erlebten Veränderungsprozessen reagiert, wird dies alles als Abstieg und Bedrohung empfunden, obwohl viele, wenn auch beileibe nicht alle, zumindest in den westlichen Ländern, so gut, sicher und lang leben wie noch nie in der Menschheitsgeschichte.

Es wird nichts so bleiben, wie es ist, in unserer Gesellschaft und auch nicht für die Kirche. Das ist spätestens in den letzten Monaten unübersehbar geworden. Zum Beispiel ist unübersehbar geworden, dass das Christentum in Europa religionsgemeinschaftlich gesehen eine Absteigerreligion geworden ist und dass sich das auch absehbar nicht ändern wird. Christliche Kirchen werden verkauft, Moscheen werden gebaut.

Immer unübersehbarer wird auch, dass der fließenden und alle alten Ordnungen übersteigenden neuen „Ordnung der Geschlechter“ unter spätmodernen Bedingungen niemand ausweichen kann, denn sie ist nicht nur eine theoretische, sondern eine gesellschaftliche Realität geworden. Immer mehr Frauen eröffnet sich die Möglichkeit zu einem männerunabhängigen Leben, was die real gelebten Geschlechterverhältnisse, selbst die traditionellen, in einen völlig neuen Rahmen stellt.

Immer unübersehbarer wird auch, dass man sich vom typisch neuzeitlichen Prinzip der „Überschaubarkeit“, zentral für die Disziplinierungsgeschichte Europas und auch für die moderne katholische Kirchengeschichte, verabschieden muss. Wir leben längst in Zeiten der irreversiblen Unüberschaubarkeit, auch religiös, leben in Zeiten der religiösen Selbstbestimmung, in denen Nähe eher mit Anonymität und Flüchtigkeit gekoppelt ist, denn mit Dauer und ständiger Beobachtung.

Immer unübersehbarer wird auch, dass es mit den Priestern, zumindest in unseren Breiten, nicht so weiter gehen kann wie bisher. Das katholische Weihepriestertum hat mehr als Durchhalteparolen verdient, hat mehr Phantasie und Kreativität nötig, als gegenwärtig in seine Weiterentwicklung investiert wird.

2. Transformationen kirchlicher Pastoralmacht

In all diesen Prozessen spiegelt sich vor allem eines: Die Kirche ist zwar weiterhin ein handlungsfähiges Subjekt, aber eben auch Unterworfenen ihrer Zeit, sie ist nicht nur starkes Subjekt, sondern auch *subjet*, sie kann sich nicht mehr abschirmen von dem Ort, an dem sie ist. Diese Orte sind nicht länger nur Kontexte der Kirche selbst, sondern schreiben sich in sie ein, durchziehen und durchdringen sie, gestalten sie, prägen sie, ob sie will oder nicht.

Die Kirche kann sich auch im eigenen Bereich nicht länger abschirmen von den Folgen ihres Handelns. Sie kann es nicht mehr, weil sie auch für ihre eigenen Mitglieder nicht mehr länger die selbstverständlich akzeptierte religiöse Heilsverwaltungsinstitution ist, sondern eine religiöse Dienstleistungsorganisation, anders gesagt: nicht mehr die Kirchenmitglieder sind Unterworfenen der kirchlichen Biografiedirektiven, sondern alle pastoralen Handlungsorte sind Unterworfenen der wankelmütigen und unkontrollierbaren Partizipationsmotive der Kirchenmitglieder.

An die Stelle normativer Integration tritt situative, temporäre, erlebnis- und intensitätsorientierte Partizipation auch im religiösen Feld. Die Machtverhältnisse zwischen religiösem Individuum und den ehemals mächtigen Verwaltern der Religion haben sich damit schlicht umgedreht. Es wandeln sich die internen Kommunikationsverhältnisse der Kirche von Herrschaftsbeziehungen zwischen Anweisenden und Ausführenden in Tauschbeziehungen zwischen Anbietern und Nachfragenden und das ganz gleichgültig, wie sich die Kirchen dazu stellen. Im gewissen Sinne findet nichts weniger als die Verflüssigung der Kirchen als religiöse Herrschaftssysteme, als mächtige Heilsbürokratien statt.

Nicht mehr das Individuum richtet sein Leben nach den mehr oder weniger selbstverständlich übernommenen religiösen Vorgaben, sondern die aktuellen religiösen Praktiken werden nach den individuellen biografischen und existentiellen Bedürfnissen gewählt oder auch nicht und beides ohne jede Rücksicht auf das, was die ehemals diskurs- oder Biografie normierenden Instanzen der Religion als kohärent, notwendig und geltend erachten.

Die Gemeindeftheologie der 1970er Jahre nun war der Versuch, in Zeiten der beginnenden Freisetzung zu religiöser Selbstbestimmung auch von Katholikinnen und Katholiken die katholische Kirche von einer amtszentrierten Heilsinstitution zu einer quasi-familiären gemeindlichen Lebensgemeinschaft umzuformatieren. Sie zog enorme Rettungsphantasien einer durch die moderne liberale Gesellschaft und ihre ganz anderen Lebensstile unter Druck geratenen Kirche auf sich – wenn auch diesmal bei den eher modernitätsfreundlichen Teilen der Kirche. Durch Aufbau, Ausbau und theologische Unterfütterung einer spezifischen Sozialform von Kirche sollten die freiheitsbedingten Erosionsprozesse kirchlicher Konstitution gestoppt werden.

Auch dieses Konzept kommt gegenwärtig an seine Grenzen. Und dies aus zwei Gründen: Es fehlen die Ressourcen, vor allem die Priester, um es aufrecht zu erhalten, und es erweist sich als viel zu eng für die religiöse Situation der Gegenwart. Im Netz der Gemeinden finden sich nur ganz spezifische Milieus dieser Gesellschaft wieder und selbst sie immer weniger.

3. Die Herausforderungen

Die neue Situation unserer Kirche lässt sich schlagwortartig im Satz zusammenfassen: Sie war an der Macht und ist nun auf dem religiösen Markt. Die Kirche gerät dadurch unter massiven Transformationsstress. Vor allem muss sie ein Konzept finden, auf dem Markt zu agieren, ohne ihm zu verfallen. Das muss sie, denn sie hat gar keine Alternative: Die Kirche kann den Kontext ihres Handelns nicht mehr selber kontrollieren, was sie ja lange konnte und noch länger wollte.

Dem Markt verfallen, das darf sie aber um ihrer Botschaft willen auch nicht. Denn in ihrer Botschaft geht es um Umkehr und Erlösung, um Tod und Auferstehung der Leidenden, also von uns allen, und nicht um das schöne, reiche Leben des spätestens gegen die Armen und Kranken erbarmungslosen Marktes.

Ohne Zweifel, die Kirche ist auf den (religiösen) Markt geraten: eine irreversible Änderung ihrer Kontextbedingungen epochalen Ausmaßes. Eines aber hat sich nicht geändert: Wie schon in früheren Epochen ihrer Geschichte und damit in der Inkarnationsgeschichte der christlichen Botschaft unterliegt die Kirche auch heute der Dialektik von „Nicht entkommen können“, aber „Nicht verfallen dürfen“.

Die Kirche befindet sich auf dem Markt und dem entkommt sie nicht. Und sie hat dennoch oder gerade deshalb etwas zu repräsentieren, was jenseits des Marktes liegt. Der religiöse Markt eröffnet wie jeder Markt viele Möglichkeiten, vor allem befreit er vor religiöser Repression. Aber er ist auch blind gegenüber zentralen Phänomenen menschlicher Existenz. Vor allem aber ist er erbarmungslos gegenüber jenen, die sich nicht auf ihm behaupten können: den Armen, Ausgeschlossenen und Marginalisierten.

Pastoraltheologisch ergeben sich aus der neuen Situation der Kirche drei zentrale Herausforderungen:

erstens, wie die Kirche das Netz ihrer pastoralen Handlungsorte von einem religiösen Herrschaftsverband in eine markt- und angebotsorientierte Dienstleistungsorganisation umformatieren kann, wie sie *zweitens* auf dem religiösen Markt bestehen kann, ohne ihm zu verfallen, *drittens* und natürlich am wichtigsten, wie sie sich in all dem an der Botschaft Jesu von Gott orientieren kann.

Unter den Bedingungen des religiösen Marktes wird die katholische Kirche viele differenzierte, vernetzte und konkurrenzfrei agierende Orte brauchen, wo sie sich ihrer pastoralen Aufgabe, der konkreten und kreativen Konfrontation von Evangelium und Existenz, stellt.

II. Der Diakon in den Transformationsprozessen der Kirche

1. Der spezifische pastoraltheologische Zugang

Und in all dem der Ständige Diakon? Welche Aufgabe, welche Funktion, welche Rolle könnte er in einer zukünftigen, mit ziemlicher Sicherheit viel flüssigeren Sozialform von Kirche spielen?

Normalerweise beginnt eine Bestimmung dessen, was ein kirchliches Amt ausmacht, mit einem Blick auf die biblische und die dogmatische Tradition, um von dort aus dann seine Aufgabe heute zu bestimmen. Wollte man dies im Falle des Ständigen Diakonats versuchen, sind die Befunde ausgesprochen komplex. Es gibt ihn in der antiken Kirche, wenn auch, wie allerdings bei allen Ämtern, in höchster zeitlicher und örtlicher Variabilität.

Schon die Bedeutung des Wortes *diakonein* im Neuen Testament und seinem antiken und frühchristlichen Umfeld, die durchaus nicht zuerst „Dienst“ und „dienen“ meinte, und noch mehr die Frage, was Diakone in Abgrenzung und Nähe zu Presbytern und Bischöfen wann wo wie waren, ja sogar die Frage nach Existenz und Qualität von Ämtern im Neuen Testament überhaupt sind bekanntlich genauso offen und uneindeutig wie andererseits die Intentionen und Texte des II. Vatikanums zum Ständigen Diakonats. Offenheit und Unbestimmtheit wohin man schaut.

Nun sind in diese Lücke nach dem II. Vatikanum reichlich theologische Studien und kirchlich-amtliche Texte gesprungen und die meisten arbeiten mit und am Diakoniebegriff und das ja mit durchaus bemerkenswerten Resultaten. Ich möchte hier aber einen anderen, einen pastoraltheologischeren Weg gehen. Nicht nur, weil sich dogmatisch so wenig Genaueres über den Diakon sagen lässt, sondern aus Gründen der inneren Struktur und Logik der Pastoraltheologie.

Pastoraltheologie ist der Versuch, drei Größen miteinander in ein kreatives Spiel zu bringen: die kirchliche Tradition, die aktuelle Situation und die konkrete Person. Nun kann man das grundsätzlich von allen drei Polen aus tun und die klassische systematisch-theologische Reflexion über kirchliche Ämter tut dies denn auch vom Traditionspol aus, nicht ohne dabei ins Feld der Pastoraltheologie („Was bedeutet das heute“?) auszugreifen. Genuin pastoraltheologisch aber ist es, am Situations- oder personalen Pol anzusetzen und von dort aus nach Sinn und Bedeutung der Tradition heute zu fragen.

So möchte ich es hier auch halten. Nach der kurzen Skizze zur Lage der Kirche hierzulande muss dann aber die Frage folgen: Wer sind Sie eigentlich, die Diakone? Was unterscheidet Sie, die Diakone, hier und heute real von den anderen Ämtern und Diensten der Kirche? Was macht Sie besonders? Was haben Sie, was andere Ämter der Kirche, seien es klerikale oder nicht-klerikale, nicht haben?

Danach erst wäre zu fragen: Was ergibt sich daraus für die Aufgabe des Ständigen Diakons und was für seine Chancen in der gegenwärtigen und zukünftigen Lage einer sich verflüssigenden Sozialform von Kirche unter Marktbedingungen?

2. Dreifach prekär: der Ständige Diakonat

Was ist nun das Besondere an Ihnen und Ihrem Amt, dem Ständigen Diakonat, so wie er heute und hier wieder existiert?

- *Erstens* muss man schlicht festhalten: Ständige Diakone hat es über viele Jahrhunderte nicht gegeben. Der Ständige Diakonat verliert sich mit der spätantiken Sazerdotalisierung der kirchlichen Ämter, im Mittelalter und in der Neuzeit bis zum II. Vatikanum gab es den Diakon in der römisch-katholischen Kirche nur als Durchgangsstation zum Priestertum.
- *Zweitens*: Sie sind – zu gut 90 % – verheiratete Männer. Das unterscheidet Sie vom Diakon auf dem Weg zum Priester und natürlich überhaupt von allen anderen Klerikern in der katholischen Kirche – sieht man von verheirateten Priestern in den unierten Ostkirchen oder konvertierten Protestanten ab.
- *Drittens*: Als Diakon sind Sie zwar Kleriker, das unterscheidet Sie von den Laien, auch von den LaientheologInnen, aber Sie sind es „auf einer niedrigeren Stufe der Hierarchie“, wie es in LG 29.1. heißt. Der Vatikan hat diesen Abstand kürzlich mit dem Motu proprio „Omnium in mentem“ ja kirchenrechtlich sogar noch ein wenig vergrößert. In den Termini der scholastischen mittelalterlichen Theologie gesprochen: Der Diakon besitzt nicht die *potestas sacramentalis conficere corpus et sanguinem Christi*, also das Heilige Messopfer zu vollziehen oder, nachkonziliar gesagt, der Eucharistie vorzustehen.

Alle drei Elemente machen den Ständigen Diakon offenkundig zu einem etwas prekären Amt und wenn ich richtig wahrgenommen habe, dann spiegelt sich dieses Prekäre, Unfestgestellte, Offene jenseits der schönen Selbstverständnistexte und Werbebroschüren auch im Erleben vieler Diakone wider und jedenfalls in der sehr unterschiedlichen und letztlich unentschiedenen Weise, in der die deutschsprachigen Diözesen sie einsetzen und wertschätzen.

Prekär meint hier nicht nur, wie umgangssprachlich, heikel, schwierig und problematisch, sondern ganz wörtlich „precarius“: auf Widerruf gewährt, unsicher, unbeständig, vielleicht vorübergehend. Schließlich heißt es in LG 29.2. ganz lapidar, dass es den „zuständigen verschiedenartigen örtlichen Zusammenschlüssen der Bischöfe“ zukomme, „zu entscheiden, ob und wo es für die Seelsorge angebracht ist, dass derartige Diakone eingesetzt werden.“ Deutlicher kann man nicht mehr signalisieren: Euch kann es, muss es aber nicht geben.

Nun konfrontieren diese drei Spezifika des Ständigen Diakons die katholische Kirche ja auch tatsächlich mit heiklen Realitäten ihrer selbst.

- Dass es den Ständigen Diakon über viele Jahrhunderte nicht gegeben hat, konfrontiert die Kirche in geradezu exemplarischer Weise mit der Geschichtlichkeit ihrer eigenen Ämter, die beim Ständigen Diakon eben bis zur Abschaffung, bei den anderen Ämtern, Priester und Bischof, aber eben bekanntlich auch zu enormen Differenzen in Konzeption wie Praxis führten. Um nur ein Beispiel zu geben: Für die neutestamentliche Zeit etwa kann gesagt werden, dass, und ich zitiere jetzt den Grazer Neutestamentler Christoph Heil, dass die „auf den galiläischen ‚Laien‘ Jesus von Nazareth

zurückgehende Erneuerungsbewegung [...] in den ersten Generationen keine innergemeindliche Gegenüberstellung von ‚Klerikern‘ und ‚Laien‘ (kannte).“ (Da ist weder Laie noch Kleriker, in: M. Sohn-Kronthaler/R. Höfer (Hrsg.), Laien gestalten Kirche, Innsbruck-Wien 2009, 11-21, 21.) Die hohe geschichtliche Wandelbarkeit kirchlicher Ämter in Theorie und Praxis markiert die enorme Rolle der Situativität auch für kirchliche Ämter, die sich so gerne situationsenthaben und quasi ewig geben.

- Dass, *zweitens*, der Ständige Diakon zumeist verheiratet, also sexuell aktiv und gleichzeitig Kleriker und liturgisch am Altar tätig ist, konfrontiert die katholische Kirche mit ihrer eigenen heiklen Einstellung zum Verhältnis von Sexualität und Kult. Der Zölibat ist schließlich vor allem auf Grund der spätantiken Wiederaufnahme außerchristlicher und jüdischer kultischer Reinheitsvorschriften in die Kirche eingewandert. Der verheiratete Ständige Diakon dokumentiert, dass Kultus und Pastoral in all ihren Formen eben nicht notwendig mit sexueller Nichtaktivität verbunden sind, wie es der katholische Kleriker, zumindest offiziell, seit langem fordert.
- Dass schließlich, *drittens*, der Ständige Diakon Kleriker ist, aber keine Eucharistievollmacht besitzt, was genau spätestens seit dem Frühmittelalter den Kleriker ausmachte und übrigens auch seine allgemeine Jurisdiktionsvollmacht begründete, das konfrontiert die Kirche mit ihrer eigenen, teilweise fatalen Machtgeschichte, die nun seit einiger Zeit real eine Entmachtungs- und Abstiegsgeschichte geworden ist, zuletzt auch bei den eigenen Kirchenmitgliedern.

Was aber bedeutet das alles für Sie heute?

Dass es Ihr Amt jahrhundertlang nicht gegeben hat, bedeutet für Sie schlicht, dass das, wofür es dieses Amt gab, durch andere besetzt ist. Wie immer man die lange, zeitlich wie lokal differenzierte Geschichte zusammenfasst, wofür es Diakone und Diakoninnen in der antiken Kirche gab, deutlich ist, dass es zwei große Felder waren: zum einen tatsächlich das, wonach Sie heißen: die Diakonie, also der freiwillige Liebesdienst an den Geringen und Geringsten, und dann eben auch, wenn auch wahrscheinlich von Anfang an eher untergeordnet, der liturgische Dienst unterhalb des Priesters.

Beide Aufgabenbereiche spiegeln sich denn auch in LG 29, diesem konziliaren Neustart des Ständigen Diakonats, wider und stehen da schon und eigentlich bis heute ziemlich unverbunden nebeneinander. Denn einerseits zählt LG „vorrangig liturgische Aufgaben des Diakons auf“, was daran „erinnert ..., dass ein Hauptmotiv für die Wiedereinführung des Diakonats in der Abhilfe für den herrschenden Priestermangel liegt.“ Andererseits knüpft LG begrifflich an die Diakonie an und so heißt es, der Ständige Diakon diene „in der Diakonie der Liturgie, des Wortes und der Liebestätigkeit“: Hier wird also die Diakonie zu einer Art Vorzeichen um die gesamte Palette pastoralen Handelns, was freilich genau genommen für alles pastorale Handeln gilt.

Für Diakonie wie Liturgie aber gilt: Beide Felder sind heute von anderen besetzt. Die Diakonie wird in unseren Breiten von der enorm ausgebauten, hoch professionalisierten und sehr angesehenen Caritas organisiert, die Liturgie aber eben immer noch vor allem vom Priester vollzogen, andererseits drängen auch immer mehr Laien, ermutigt durch die Volk-Gottes-Theologie des II. Vatikanums, in liturgische Vollzüge.

Wenn Diakone gebraucht werden, dann halt doch vorwiegend in liturgienahen Tätigkeiten, so jedenfalls legt es die Diakone-Studie von Paul Zulehner nahe. Zudem „bleibt die nüchterne Feststellung“, so Klaus Kießling, Präsident des Internationalen Diakonatszentrums, „dass die Wiederbelebung des Diakonats nicht so sehr theologischer Arbeit und theologischer Einsicht entspringt, sondern in starkem Maße einem pastoralen Druck, der sich aus dem Priestermangel ergibt.“

Klaus Kießling, plädiert übrigens nachdrücklich und durchaus überzeugend für eine diakonale Profilierung Ihres Amtes. In der Realität aber, so scheint mir, schaut es im deutschsprachigen Bereich ziemlich bunt und auch ziemlich anders aus, wird situativ entschieden, wo man Sie braucht, oft tatsächlich in der Liturgie, manchmal auch in der Diakonie. Diese ist aber eben so institutionalisiert, dass der Diakon hier fast ein wenig verloren am Rande steht, bestenfalls in spezifischen Nischen seinen Ort findet.

Was aber bedeutet Ihr Verheiratetsein für Sie? Ihre Selbstverständnistexte rekurrieren auf die Lebenserfahrung und Nähe zu der Lebenswirklichkeit der Nicht-Kleriker, die Verheiratetsein bedeutet. Als bald 30 Jahre verheirateter Vater zweier erwachsener Töchter kann ich dem natürlich nur zustimmen. Aber Ihr Verheiratetsein bedeutet eben auch, mit der jahrhundertelangen Gegenüberstellung von Sexualität und Kult im Sinne von Unreinheit und Reinheit zu brechen. Wie schwer das unserer Kirche immer noch fällt, sieht man auch daran, dass sie sich nicht entschließen kann, Frauen zu Diakoninnen zu weihen.

Hier wie im dritten Bereich, der „niedrigeren Stufe“ innerhalb der klerikalen Hierarchie, müssen Sie damit umgehen, gewollt, aber irgendwie nicht ganz gleichrangig zu sein, müssen Sie damit umgehen, von den Laien zu den Klerikern gerechnet, von diesen aber halt dann doch nicht von gleich zu gleich behandelt zu werden.

3. Vom Stigma zum Charisma

Wahrscheinlich habe ich Ihnen mit diesen Analysen einiges zugemutet. Natürlich kann ich es nicht dabei belassen. Was ich Ihnen nun vorschlagen werde, ist etwas ebenso Einfaches wie Schwieriges, etwas, was in der jüngeren Geschichte übrigens politisch mehrmals ganz überraschend funktioniert hat und das man sogar als zentrale Strategie Jesu analysiert hat:

Das Schwere daran ist, dass es eine enorme Souveränität voraussetzt und wirkliche Distanz zu Fremdzuschreibungen, das Einfache ist, dass es eigentlich nur eine einzige Bewegung, Verschiebung, genauer Umkehrung ist, um die es geht. Was ich Ihnen vorschlagen möchte, das ist die Strategie, aus den eigenen Stigmata Charismen zu machen, also aus dem, was andere als Defizit formulieren und was es aus der herrschenden Perspektive auch wirklich ist, ein Charisma, also ein Geschenk, eine Gabe für sich und andere zu machen.

Das setzt freilich zwei Dinge voraus. Zum einen, diese Stigmata nicht wegzuverkleinern, abzumildern, zu überspielen und gerade dadurch abgeschwächt als schmerzende Verletzungen weiter zu tradieren. „Black is beautiful“ funktionierte nur, weil die Afroamerikaner nicht länger die defizitären Weißen sein wollten, weil sie realisierten, Rassismus existiert und schwarz zu sein ist nicht schön, sondern ein Grund zur Diskriminierung – und sie die Kraft fanden, genau diese Zuschreibungen positiv umzuwerten. Stigmata in den Augen anderer in den eigenen Augen zu Charismen zu machen, setzt also voraus, anzuerkennen, dass ich in einer heiklen und prekären Situation bin, und zweitens die Kraft und Souveränität, gegen diese Abwertung Um- und Aufwertungen zu setzen.

Aus dem Stigma, dass Ihre klassischen Handlungsfelder Diakonie und Liturgie von anderen besetzt sind, wie wird daraus ein Charisma? Indem Sie dieses Zuspätkommen als Freiheit interpretieren!

Aus dem Stigma, verheiratete, sexuell legitim aktive Kleriker zu sein, wie wird daraus ein Charisma? Indem Sie stolz auf Ihre prophetische Existenz als eine nach-patriarchale, von allen unjesuanischen Verständnissen von kultischer Reinheit freie Form des katholischen Klerus sind!

Aus dem Stigma, irgendwie nur nachrangige Kleriker zu sein, die nicht „in persona Christi capitis“ handeln können, wie wird daraus ein Charisma? Indem Sie stolz darauf sind, frei von jedem Klerikalismus zu sein, der als klerikale Herrschaft über die Gesellschaft startete, dann zur priesterlichen Herrschaft über die Kirche und ihre Mitglieder wurde und gegenwärtig nur noch eine ziemlich heillose Identitätsstrategie verunsicherter priesterlicher Männer ist. Was in den Zeiten freier Religionsnutzung auch bei Priestern nicht mehr funktioniert, sich über Herrschaft, Abgrenzung und Überlegenheitsgesten zu definieren, dieser Versuchung können Sie gar nicht erst erliegen, weil Sie über diese Macht gar nicht mehr wirklich verfügen.

4. Das „freie Amt“ des ordo

Diakone könnten also so etwas wie „das freie Amt“ einer Kirche sein, die sich in ihren Sozialformen immer weiter verflüssigt, die nicht genau weiß, wie es weiter geht, weil man gar nicht genau wissen kann, wie es kulturell und gesellschaftlich, religiös und eben auch kirchlich weiter geht. Denn die Zukunft ist wirklich unplanbar geworden, die Gegenwart unüberschaubar und die Vergangenheit für vieles tatsächlich unbrauchbar.

Vielleicht sind gerade Sie jener Teil des Klerus, der in seiner Unfestgestelltheit am zukunftsfähigsten ist, freilich nur, wenn Sie diese Unfestgestelltheit umsetzen in Kreativität und Praxisinnovationen. Feste Rollen werden zukünftig nicht mehr tragen, das spüren gegenwärtig die Priester und vielleicht sogar die Bischöfe. Notwendig ist situative Flexibilität, ist der Vorrang der pastoralen Aufgabenorientierung vor der Jahrhunderte alten Sozialformorientierung.

Woran dann aber sich orientieren? An dem, woran sich alle gute Pastoral orientieren soll: an ihrer Aufgabe. Die Aufgabe aller Pastoral aber ist die kreative Konfrontation von Evangelium und Existenz hier und heute. Dazu braucht es die Fähigkeit, die „Zeichen der Zeit“ lesen zu können, also gerade nicht kulturpessimistisch auf die Gegenwart zu reagieren, sondern zu fragen: Was bedeutet diese Gegenwart für das Evangelium und was das Evangelium für die Gegenwart? Erst im Schnittpunkt beider Perspektiven kann man die eigene pastorale Aufgabe erkennen.

Es gibt aber Kriterien, an denen man spürt, ob solch eine Pastoral wirklich stattfindet und gelingt: Ich nenne sie „Auferbauung“, „Ausstrahlung“ und „Aufmerksamkeit“.

- „Auferbauung“ heißt: Jene, die diese Pastoral tun, werden selbst durch sie bereichert, überwinden in ihr den reinen Arbeits- und Leistungsbegriff, werden durch sie erfüllt, sind, biblisch gesprochen, „voll des Geistes“ und seiner Gaben.
- „Ausstrahlung“ guter Pastoral aber meint: Sie gewinnt aus sich, ganz selbstverständlich und ohne Einsatz großer Effekte, Autorität und Anerkennung auch bei anderen, sie wirkt einfach durch sich, im Großen wie im Kleinen.
- „Aufmerksamkeit“ guter Pastoral aber meint: Sie ist aufmerksam auf den eigenen Ort und seine Herausforderungen, begnügt sich nicht mit Gemeinschaftserlebnissen unter sich, sondern sucht die situativen, lokalen „Zeichen der Zeit“, ist neugierig auf Andere und Anderes, auf Fremdes, erkennt, wo andere wegschauen, und hat jedenfalls keine Angst vor dem, was heute der Fall ist.

Und es bleibt noch etwas, über das ich bisher noch gar nicht gesprochen habe, das Sie aber ausmacht, jetzt nicht in Differenz zu anderen Klerikern, sondern in Gemeinschaft mit ihnen: Sie sind geweiht. Erst jetzt, nach der pastoralen Aufgabenbeschreibung und nach den Charakteristika Ihres Amtes heute, sei es eingeführt. Denn Ihre Weihe gibt es, damit Sie Ihre pastoralen Aufgaben lösen können, hier und heute, nicht umgekehrt.

Ihre Weihe kann eine wichtige Hilfe sein, das, was in der Perspektive früherer kirchlicher Zeiten und Theologien als Stigmata erscheint, in Charismen, in Gaben

und Chancen umzuwerten und auch so erleben und wirken zu lassen. Denn dass es so etwas wie eine sakramentale Weihe im Volk Gottes gibt, ist ja eine wirkliche Chance. Es ist die personale Institutionalisierung des Glaubens des Volkes Gottes an die größere Gnade Gottes. Es ist die feierliche Institutionalisierung des Glaubens, dass Gott sich den Menschen unwiderruflich und mit unkränkbarer Ausdauer zuwendet. Dafür gibt es Weihen in der Kirche.

„Wenn sich die Kirche insgesamt der Gnade Gottes verdankt“, so Ottmar Fuchs, „und damit seiner ‚Diakonie‘ den Menschen gegenüber, dann darf es als Spezifikum des Weiheamtes angesehen werden, genau dieser Vorgegebenheit Wirkung und Gestaltung zu ermöglichen.“ Es ist also Aufgabe des Weiheamtes, „diese Vorgegebenheit der Liebe Gottes tatsächlich in den Strukturen der Kirche selber“ darzustellen und zu verwirklichen (Im Innersten gefährdet. Für ein neues Verhältnis von Kirchenamt und Gottesvolk, Innsbruck-Wien 2009, 50).

Ihre Stigmata,

- dass Sie frei sind von alten Festlegungen und vordefinierten Aufgabenfeldern,
- dass Sie frei sind von den patriarchalen und sexistischen Traditionen des kirchlichen Amtes,
- dass Sie frei sind vom Klerikalismus und seiner Versuchung der Macht,

erweisen sich dann als Ihre spezifischen Chancen, wenn Sie Ihr Amt im Sinne Ihrer Weihe als Darstellung der „Vorgegebenheit der Liebe Gottes in den Strukturen der Kirche selber“ begreifen. Genau das ist übrigens auch der heutige Sinn des Diakoniebegriffs.

Wenn Sie in Ihrem pastoralen Tun Menschen helfen und „aufbauen“, wenn Sie dabei spüren, wie Sie bei aller Anstrengung auch selbst froh und „voll der Gnade werden“, wenn Sie spüren, dass dieses Tun ausstrahlt und aufmerksam macht für die Wirklichkeiten der Gegenwart, genau dann werden Sie eine Gnade für andere sein.

Gestalten Sie Orte einer Pastoral voller Gnade und Barmherzigkeit jenseits von Klerikalismus und seiner Verführung der Macht, jenseits von Frauenverachtung und Sexismus und das tatsächlich ganz situativ und unfestgelegt in den Nischen und Ligaturen, auf den offenen Feldern und Zonen und mit den Menschen einer Gegenwart, die unüberschaubar und offen geworden ist, wo ständig Neues wird und passiert, von dessen Möglichkeit man kurz vorher noch nicht einmal etwas ahnte.

Sie sind so etwas wie „das freie Amt“ des ordo, frei von den Belastungen der Macht, des Sexismus und des Klerikalismus in einer Kirche, die auch selbst, ganz gegen ihr Selbstverständnis als souveräne „societas perfecta“, gerade einer ziemlich offenen Zukunft entgegengeht. Gehen Sie in die Zonen dieser Offenheit und nicht in die immer enger werdenden Höhlen vergangener klerikaler Zeiten.

Ich bin fest überzeugt, Ihre scheinbaren Stigmata sind wirkliche Gaben, Aufgaben, Charismen in diesen Zeiten. Sie können Ihnen helfen, in diesen Zeiten etwas auszustrahlen von der Liebe, Menschenfreundlichkeit und verändernden Kraft unseres Gottes. Denn uns alle in der Kirche gibt es nur, damit das geschieht, so gut wir halt können.

Literatur

- Rainer Bucher, „... wenn nichts bleibt, wie es war.“ Zur prekären Zukunft der katholischen Kirche, (erscheint) Würzburg 2012
- Ders., *Priester des Volkes Gottes. Gefährdungen – Grundlagen – Perspektiven*, Würzburg 2010
- Ders., *Klerus und Pastoral* (hrsg. mit Johann Pock), Wien-Berlin 2010
- Ders., *Klerikalismus als pastorale Handlungsform. Einige Analysen an der Schnittstelle von Kirchengeschichte und Pastoraltheologie*, in: Michaela Sohn-Kronthaler/Rudolf Höfer (Hrsg.), *Laien gestalten Kirche* (Festschrift Liebmann), Innsbruck-Wien 2009, 155-175
- Ders., *Das Ende der Überschaubarkeit. Perspektiven einer zukünftigen Sozialgestalt von Kirche*, in: *Herder-Korrespondenz / Spezial*. 2011, 6-10
- Sabine Demel, *Ein Stand zwischen Kleriker und Laien – nun auch für Frauen möglich? Der Diakonat in der geänderten Rechtsbestimmung des kirchlichen Gesetzbuches*, imprimatur Juni 2010 (<http://www.imprimatur-trier.de/2010/imp100209.html>, 14.12.2011).
- Michael Ebertz, *Das Charisma des Gekreuzigten. Zur Soziologie der Jesusbewegung*, Tübingen 1987
- Ottmar Fuchs, *Im Innersten gefährdet*, Innsbruck-Wien 2009
- Christoph Heil, *Da ist weder Laie noch Kleriker*, in: Michaela Sohn-Kronthaler/Rudolf Höfer (Hrsg.), *Laien gestalten Kirche* (Festschrift Liebmann), Innsbruck-Wien 2009, 11-21
- Anni Hentschel, *Diakonia im Neuen Testament. Studien zur Semantik unter besonderer Berücksichtigung der Rolle von Frauen*, Tübingen 2007
- Paul Hoffmann, *Jesus von Nazareth und die Kirche*, Stuttgart 2010
- Reinhard Hübner, *Die Anfänge von Diakonat, Presbyterat und Episkopat in der frühen Kirche*, in: Albert Rauch, Paul Imhof (Hrsg.), *Das Priestertum in der Einen Kirche*, Aschaffenburg 1987, 45-89
- Peter Hünemann, *Anmerkungen zum Motu proprio „Omnium in mentem“*, in: *Theologische Quartalschrift* 190(2010) 116-129
- Peter Hünemann/Albert Biesinger/Marianne Heimbach-Steins/Anne Jensen (Hrsg.), *Diakonat. Ein Amt für Frauen in der Kirche – Ein frauengerechtes Amt*, Ostfildern 1997
- Klaus Kießling, *Verheiratete Geistliche. Beiträge Ständiger Diakone zur Zukunft der Weltkirche*, in: R. Bucher/J. Pock (Hrsg.), *Klerus und Pastoral*, Wien-Berlin 2010, 263-286
- Hubertus Lutterbach, *Mittelalter in der Moderne? Wie der Pflichtzölibat entstand*, in: *Herder-Korrespondenz* 65(2011) 347-352
- Österreichische Bischofskonferenz (Hrsg.), *Der Ständige Diakonat. Österreichische Rahmenordnung für den Ständigen Diakonat*, o.O. 2010
- Dorothea Reiningger, *Diakonat der Frau in der einen Kirche. Diskussionen, Entscheidungen und pastoral-praktische Erfahrungen in der christlichen Ökumene und ihr Beitrag zur römisch-katholischen Diskussion*, Ostfildern 1999
- Thomas Schmeller/Martin Ebner/Rudolf Hoppe (Hrsg.), *Neutestamentliche Ämtermodelle im Kontext*, Freiburg/Br.-Basel- Wien 2010
- Stefan Sander, *Gott begegnet im Anderen. Der Diakon und die Einheit des sakramentalen Amtes*, Freiburg/Br.-Basel-Wien 2006
- Stefan Sander, *Das Amt des Diakons. Eine Handreichung*, Freiburg/Br.-Basel-Wien 2008
- Stefan Steger, *Der Ständige Diakon in der Liturgie. Anspruch und Lebenswirklichkeit eines wiedererrichteten Dienstes* (Theol. Fak. Würzburg Diss. 2004)
- Christian Wessely, *gekommen, um zu dienen. Der Diakonat aus fundamentaltheologisch-ekklesiologischer Sicht*, Regensburg 2004
- Dietmar Winkler (Hrsg.), *Diakonat der Frau. Befunde aus biblischer, patristischer, ostkirchlicher, liturgischer und systematisch-theologischer Perspektive*, Münster 2010
- Paul Zulehner, *Dienende Männer – Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa*, Ostfildern